

Sorry Madame, ich wollte Sie nicht beleidigen

Die einlullende Musik in den ruhigen Hotelbars Harares ist für gewöhnlich unwiderstehlich. Jeder Vorübergehende, der sich angesprochen fühlt einzutreten, erhält einige Lektionen in Sachen Kultur: keine Jeans, keine Shorts, keine T-Shirts, manchmal keine Damen ohne Begleitung. Das bekam ein nigerianischer Freund, der ein fröhliches wallendes Gewand aus prächtigem nigerianischem Stoff trug, zu spüren, als ihm gewaltsam die Anzug- und-Krawatte-Regel auferlegt wurde.

Selber ziemlich weitgereist, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass einer der sichersten Wege, die Grundeinstellungen einer Gesellschaft hinsichtlich unzähliger Streitfragen beurteilen zu können, über den Hotelservice führt, besonders in Fragen der Geschlechterrolle.

Eines Tages führte mich eine Freundin zum Mittagessen aus, wobei sie darauf beharrte, dass sie das männliche Vorrecht, Frauen zum Essen auszuführen, lieber abschaffen würde.

Warum sollte es nicht umgekehrt gehen, war ihr Einwand. Ich gab nach, und bald verließen wir die eingefahrenen Wege dieser immer gleichen Routine bei organisierten Tagungen und der Arbeit. Wir gingen in das von uns ausgewählte Hotel, fragten nach einem Tisch und ließen uns glücklich nieder. Nachdem wir das übliche Menu mit Rindfleisch und irgend etwas sowie Getränke zu uns genommen hatten, fragte die Dame nach unserer Rechnung.

Gelassen überreichte der Kellner die Rechnung mir. Ich war zwar nicht ganz blank, doch war es schließlich - tatsächlich - die gute Dame, die mich zum Mittagessen ausgeführt hatte. Auch ließ es mein Budget nicht zu, dass ich mich beim Zahlen vordrängte. Meine Kollegin war ebenso enttäuscht, wie ich neugierig darauf war, den Grund für das Verhalten des Kellners herauszufinden. »Entschuldigen Sie«, sagte ich, »hätten Sie nicht der Dame die Rechnung geben können, denn sie hat ja danach gefragt?« Der Kellner schaute mich sprachlos an, mit Augen, die sichtliches Entsetzen darüber zeigten, was für eine Art Mann ich war, so als ob diese dunklen Augen versuchten, das Ausmaß meiner Dummheit und meines Mangels an Kultur zu ergründen. »Wissen Sie«, stammelte er, wobei er leicht hüstelte, bevor er fortfuhr. »Die Rechnung geht immer an den Mann. Es ist schließlich der Mann, der die Frau ausführt«, beendete er, zum größten Missfallen meiner Kollegin, das Gespräch. Auf seinem Gesicht ließ sich ablesen, dass sie, was ihn betraf, keine ernstzunehmende Diskussionspartnerin war. Dass die Dame die Rechnung bezahlte, war erst möglich, nachdem sie einige scharfe Worte mit dem Manager gewechselt hatte, wobei sie ihn darauf aufmerksam machte, dass bestimmte Einstellungen, die zusammen mit dem Menu aufgetischt würden, für das Fortkommen des weiblichen Teils unserer Gesellschaft nutzlos seien.

Dann ging ich neulich mit Freunden, männlichen und weiblichen, etwas trinken. Die Rechnungen gingen immer an die Männer, sogar wenn die Journalisten-Kolleginnen die Bestellungen aufgegeben hatten. Die Frauen ließen das, nach vielen zwecklosen Protesten resigniert, einfach über sich ergehen. »Lassen Sie mich meine Arbeit so tun, wie ich es gelernt habe«, rief ein Kellner einer Kollegin in Erinnerung.

Für die Kellner in Harare ist die Frau wirtschaftlich noch immer unbedeutend, selbst wenn sie auf ihrer Arbeitsstelle ein »Boss« sein mag. Stell dir eine Geschäftsführerin vor, die einen Jung-Manager zum Mittagessen ausführt, und das Ganze endet damit, dass die Rechnung ihrer Nachwuchskraft überreicht wird. Wenn dies auch das männliche Ego des Jung-Managers stärken mag, so bin ich sicher, dass es die Geschäftsführerin zur Weißglut treibt. Vor drei Jahren versetzte ich einem meiner Verwandten einen Schock, als er mich im Büro besuchte. Ich arbeitete zu diesem Zeitpunkt in einem Verlag. Eine Frau stürzte in mein Büro, verlangte, einige Redaktionsberichte zu sehen, die ich geschrieben hatte, und verschwand wieder, woraufhin mein Verwandter mich fragte, was dies solle, dass ich meiner Sekretärin erlaube, mich in dieser Art und Weise zu tyrannisieren. Sein Gesicht war von Entsetzen gezeichnet, als ich ihm erzählte, dass die Dame meine Chefin sei.

Sicher, die durchschnittliche zimbabwische Frau ist ökonomisch schwach gestellt, entsprechend der Ungleichheit in der Bildung, hervorgerufen von einer Kolonialgeschichte, die es für die Frau nicht als wichtig erachtete zu arbeiten. Die weiße rhodesische *medem* fühlte sich beleidigt und gedemütigt, wenn sie arbeiten musste, und es war ein Zeichen wirtschaftlicher Verzweiflung, wenn sie wie ihr Mann arbeiten musste. Diese Haltung verbreitete sich ebenfalls bei schwarzen Rhodesierinnen, wenn auch die Regierung Frauen davon befreite, die berüchtigte Pro-Kopf-Steuer zu zahlen.

»Diese Kellner gehören zur alten Garde. Sie müssen durch junge Leute ersetzt werden, die wandlungsfähig sind«, meinte einmal eine Journalistin. Doch sie wurde aufs neue frustriert, als ein junger Kellner, kaum zwei Jahre im Geschäft, alle Rechnungen den anwesenden Männern überreichte.

Seit ich angefangen habe, diese gesellschaftlichen Missstände zu beobachten, bemühe ich mich, die Aufmerksamkeit der Kellner auf dieses Problem zu lenken. Am Ende habe ich jedesmal das Gefühl, dass dem Versagen vieler Feministinnen, die versuchen, diese Verhaltensweisen zu verändern, irgendein Zwang zugrunde liegt. Meine Angst war immer, mir vergegenwärtigen zu müssen, dass die alte rhodesische *medem* in unserem Land nach wie vor sehr lebendig ist: ausgeführt werden, nicht arbeiten, sich beleidigt fühlen, wenn frau mit den Rechnungen konfrontiert wird, sowie darauf zu bestehen, »*medem*« genannt zu werden, während ihr Mann den gewöhnlichen nicht adligen *sah* aus den alten rhodesischen Legenden mimt. Der rhodesische *sah* ist am Leben und um uns herum präsent, in seinen khakifarbenen Shorts, mit seinem buschigen Bart und einem Gesicht, das von der Feldarbeit verhärtet ist.

Alte Gewohnheiten sind schwerer zu zerstören als die Liebe. Die Rhodesier, schwarze wie weiße, sterben niemals aus, und so ging das alte Lied nach der Unabhängigkeit weiter. Daher ist die schwarze zimbabwische Frau bekümmert, wenn sie kein Dienstmädchen hat, das sich um das Haus kümmert, während sie herumsitzt und fernsieht. Selbstverständlich trägt das Dienstmädchen Dienstkleidung, mit allem Drum und Dran in alter rhodesischer Manier, es trägt eine Haube und verfügt über »eine annehmbare Beherrschung des Englischen«.